

(Nachdruck verboten.)

14]

## Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Hefz.

„So ist es, jawohl!“ rief Rybin und stieß mit dem Finger auf den Tisch. „Sie haben uns sogar einen falschen Gott untergeschoben, alles, was sie in die Hände bekommen, verwenden sie gegen uns! Sieh doch ein, Mutter, Gott hat die Menschen nach seinem Bilde und ihm gleich erschaffen — das heißt, er ist den Menschen ähnlich, wenn der Mensch ihm ähnlich ist! Wir sind aber nicht Gott ähnlich, sondern wilden Tieren. In der Kirche zeigt man uns ein Schreckgespenst . . . Wir müssen einen anderen Gott haben, Mutter, müssen ihn läutern! Man hat ihn in Lüge und Falschheit gekleidet, hat sein Gesicht verunstaltet, um unsere Seele zu töten!“

Er sprach leise, aber dabei merkwürdig eindringlich, jedes seiner Worte fiel wie ein weicher, schwerer, betäubender Schlag auf den Kopf der Mutter, und sein schwarz umrahmtes, großes, trauriges Gesicht unerkte ihr Furcht ein. Der dunkle Glanz seiner Augen war unerträglich, er erweckte Gram und nagende Furcht im Herzen.

„Nein, ich gehe lieber fort!“ sagte sie kopfschüttelnd. „Ich kann das nicht anhören . . . kann nicht!“

Damit ging sie schnell in die Küche, von Rybins Worten geleitet.

„Sie hat ganz recht, Pawel! Nicht im Kopfe, sondern im Herzen liegt der Anfang! . . . Das ist so eine Stelle im Innern des Menschen, auf der nichts anderes gedeiht . . .“

„Einzig die Vernunft!“ sagte Pawel fest. „Allein die Vernunft wird die Menschen befreien!“

„Die Vernunft gibt keine Kraft!“ erwiderte Rybin laut und hartnäckig. „Das Herz gibt Kraft — nicht der Kopf, das ist die Sache!“

Die Mutter fleidete sich aus und legte sich ohne Gebet zu Bett. Ihr war kalt und ungemütlich. Und Rybin, der ihr erst so gefest und verständlich vorgekommen war, erweckte jetzt dumpfe Feindseligkeit in ihr.

„Heber! Aufwiegler!“ dachte sie, während sie seine gleichmäßige Stimme in der breiten, gewölbten Brust laut spielen hörte . . . „Gerade der fehlte uns noch!“

Er aber sagte ruhig und sicher:

„Das Heiligum darf nicht leer bleiben. Wo Gott lebt, ist eine kranke Stelle . . . und wenn der aus der Seele verwindet, entsteht eine Wunde — so ist es! Pawel, man muß einen neuen Gott, einen Gott für alle schaffen, der weder Richter, noch Krieger, sondern der Menschen Freund ist.“

„Ein solcher war doch Christus!“ rief Pawel.

„Wart! Christus war nicht fest im Geiste . . . Möchte doch der Kelch an mir vorübergehen — hat er gesagt . . . und den Kaiser anerkannt . . . Ein Gott kann keine Macht des einen Menschen über den anderen anerkennen, er muß die ganze Macht sein! Er kann seine Seele nicht teilen und sagen: dieser Fall ist göttlich, jener menschlich. Wenn er Göttliches verkünden will, braucht er nichts Menschliches. Christus aber hat den Handel anerkannt . . . und die Ehe . . . und auch den Feigenbaum hat er zu Unrecht verflucht . . . War denn der Schuld daran, daß er keine Frucht getragen hat? Meine Seele ist auch nicht aus eigenem Willen unfruchtbar . . . aber habe ich etwa selbst Bosheit in sie hineingesät? So ist es!“

Im Zimmer klangen ununterbrochen zwei Stimmen, die sich gleichsam umfingen und einen packenden, aufregenden Ringkampf mit einander führten. Pawel schritt schnell auf und ab, der Fußboden knarrte unter seinen Füßen. Wenn er sprach, übertönte er alles, wenn aber die schwere Stimme Rybins ruhig und langsam dahinfloss, hörte man das Ticken des Pendels und das leise Zittern des Frostes, der mit scharfen Krallen an der Hauswand kratzte.

„Ich will mich auf meine Art als Heizer ausdrücken. Gott gleicht dem Feuer. Ja! Er macht nichts fest, kann es nicht . . . Er verbrennt und schmilzt, wenn er leuchtet . . . Er verbrennt die Kirchen und baut sie nicht auf. Er lebt im Herzen. Es ist gesagt: Gott ist das Wort, und das Wort ist der Geist . . .“

„Die Vernunft!“ sagte Pawel hartnäckig.

„Schön! Das heißt — Gott ist im Herzen und in der Vernunft, aber nicht in der Kirche! Eben darin liegt der Kummer und Jammer und alles Unglück der Menschen — wir alle sind uns selbst fremd! Das Herz ist von der Vernunft verworfen, und die Vernunft ist verschwunden . . . Der Mensch ist nicht einheitlich . . . Gott macht den Menschen einheitlich, rund . . . Gott schafft stets etwas Neues; so ist die Erde und alle Sterne und alles, was wir sehen . . . Alles Scharfe — hat der Mensch gemacht . . . Die Kirche aber ist Gottes Grab und das der Menschen . . .“

Die Mutter war eingeschlafen und hörte nicht, als Rybin fortging.

Aber er kam häufiger, und wenn jemand von den Freunden bei Pawel war, setzte Rybin sich in die Ecke und schwieg und sagte nur selten:

„Stimmt!“

Eines Tages aber sagte er, alle mit einem dunklen Blick aus der Ecke überfliegend:

„Man muß über das sprechen, was ist; was später kommt, wissen wir nicht! Jawohl! Wenn das Volk frei wird, wird es schon selbst nach dem Rechten sehen. Ihm sind eine ganze Menge Dinge in den Kopf gehämmert, die es gar nicht wünscht . . . Das muß aufhören . . . es muß selbst nachdenken. Vielleicht will es alles verwerfen . . . das ganze Leben und alle Wissenschaft; vielleicht sieht es ein, daß sich alles gegen das Volk richtet . . . wie zum Beispiel der Kirchengott . . . Gebt dem Volk nur alle Bücher in die Hand, dann wird es schon selbst antworten — jawohl. Wenn es nur erst einsieht, daß, je kürzer man ein Pferd einspannt, um so schwerer ihm die Arbeit wird.“

Wenn aber Pawel allein war, gerieten die beiden sofort in einen endlosen, langen, stets ruhigen Disput; die Mutter hörte ihren Reden unruhig zu, verfolgte sie schweigend und bemühte sich zu verstehen, was sie sprachen. Bisweilen schien es ihr, daß der breitschultrige, schwarzbärtige Ruschik und ihr stattlicher, kräftiger Sohn beide blind seien. In der Dunkelheit stießen sie in dem kleinen Zimmer von einer Seite auf die andere, um Licht und einen Ausweg zu suchen, griffen mit ihren kräftigen, aber blinden Händen nach allem, was da war, schüttelten es, bewegten es von einem Ort zum anderen, warfen es auf die Erde, traten es mit Füßen, und schleuderten es ruhig, ohne ihren Glauben und ihre Hoffnung zu verlieren, fort.

Sie hatten sie daran gewöhnt, viele furchtbare, offene und verwegene Worte anzuhören, und diese Worte bedrückten sie schon nicht mehr mit solcher Kraft wie das erste Mal. Sie verstand jetzt, die Worte von sich abzuwehren, und bisweilen empfand sie hinter solchen Reden, die Gott verleugneten, in ihrem Inneren festen Glauben. Dann lächelte sie still, weise, alles verzeihend. Und obgleich Rybin ihr jetzt ebenso wenig wie früher gefiel, erweckte er doch keine Feindschaft mehr . . .

Einmal wöchentlich trug sie Wäsche und Bücher für den Kleinrussen ins Gefängnis, eines Tages erlaubte man ihr, ihn zu sprechen, und als sie nach Hause kam, erzählte sie gerührt:

„Er ist auch dort ganz wie zu Hause. Mit allen freundlich, alle scherzen mit ihm, als wenn in seinem Herzen stets Sonntag wäre. Es wird ihm schwer, sehr schwer, aber er will es nicht zeigen.“

„So muß es auch sein!“ bemerkte Rybin. „Wir alle stecken im Kummer wie in einer Haut . . . atmen Kummer, kleiden uns in Kummer . . . Aber damit soll man nicht prahlen . . . nicht allen sind die Augen ausgestochen, einige schließen sie von selbst . . . Das ist die Sache. Bist Du aber dumm — so leide!“

### XII.

. . . Das graue alte Haus Massows erregte immer mehr die Aufmerksamkeit der Vorstadt, und wenn auch in dieser Aufmerksamkeit viel argwöhnische Vorsicht und unbewußte Feindschaft lag, so stellte sich doch gleichzeitig zutrauliche Neugier ein. Bisweilen kam jemand herein, sah sich behutsum um und sagte zu Pawel:

„Nun, Bruder, Du liest da Bücher, da kennst Du wohl die Gesetze? Erklär mir doch mal . . .“

Und erzählte Pawel von irgend einer Ungerechtigkeit der Polizei oder der Fabrikverwaltung. In schwierigen Fällen

gab Pawel dem Betreffenden einen Brief an einen bekannten Advokaten in der Stadt mit; wenn er konnte, klärte er den Fall selbst auf.

Allmählich entstand in den Leuten Achtung für den jungen, ernstlichen Mann, der kühn und einfach über alles sprach und fast niemals lachte; der alles ansah, anhörte und hartnäckig jeden einzelnen Fall untersuchte, um in allem einen gemeinsamen, endlos langen Faden zu finden, der die Menschen mit tausend festen Schlingen verband.

Frau Blassow sah, wie ihr Sohn wuchs, sie spürte bereits den Sinn seiner Arbeit, und wenn ihr das glückte, freute sie sich wie ein Kind.

Besonders die Geschichte mit dem „Sumpfgroschen“ trug viel zu Pawels Ansehen bei.

(Fortsetzung folgt.)

## Treulos.

Von Gustaf Ullman.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Ahea Sternberg.

In diesem Frühling wurde draußen in Södervik gebaut und gezimmert, als solle das ganze Fischerdorf neu geschaffen werden, besser und prächtiger als zuvor. Aber das war eine Arbeit voller Trauer. Der Winter hatte mit einer Reihe schrecklicher Stürme ihre Gehöfte und ihr Eigentum verödet, die Dächer von den Häusern geworfen, Brücken losgerissen, Boote und Werkzeuge versenkt und zersplittert und — viele Menschenleben draußen auf dem Meere geraubt, junge und alte, von denen noch viele schutzlose Leben abhängig waren.

Södervik war am schlimmsten von allen Plätzen an der Küste heimgesucht worden. Es lag so frei für Meer und Sturm. Und da gab es viel zu zerstören, denn es war ein dicht bebauter Dorf mit großen, wohlgehaltenen Bootshäfen — auch diese hatten die rasenden, unermüdbaren Brandungen so gründlich beschädigt, daß nur eine gar kostspielige Reparatur sie wieder in Ordnung bringen könnte.

Doch das Schicksal des Dorfes hatte alle Hilfsbereiten im weitem, weitem Umkreis gerührt. Eine große Sammlung war zu seiner Unterstützung im Gange und hatte bereits ansehnliche Summen aufgebracht. Von der nächst gelegenen Stadt aus, wo ein energischer Zeitungsredakteur die Allgemeinheit zu schnellen und reichen Gaben ermahnte, wurde sofort und andauernd eine verhältnismäßig großartige Mildtätigkeit erweckt. Die Städte liebten das Fischerdorf, obwohl sie im gewöhnlichen Leben die merkwürdige, rauhe, unberührte und altmodische Bevölkerung gern ein wenig zum Besten hielten.

Ja, seltsam verschieden von anderen waren sie, diese Männer und Frauen aus Södervik. Jahr für Jahr sah man sie scharenweise, die hohen, knotigen Gestalten, leicht gebeugt unter den Fischkörben, den Strandweg entlang wandern, über Sandbänke, Hüden und Berge, der Stadt zu und wieder zurück in ihr Dorf draußen am Meer.

Ebenso, ohne zu scherzen und ohne zu klagen, trugen sie jetzt Unglück und Not. Denen mußte man helfen, und man tat es mit Freuden, sicher, daß die Hilfe zurecht und wohlverdient kam.

Eine Vertrauenskommission war ausgerufen, die geschenkten Spenden zu empfangen und sie nach Bedarf zu verteilen. In dieser saßen unter anderen der reiche und angesehenere Bauer Mattes Tellin und sein zukünftiger Schwiegersohn, der weniger reiche, aber sehr geachtete Leuchtturmwärter Eskil Hale.

Von der Treppe seines Hauses — das aus Stein gemauert weit draußen auf der Landzunge sicher stand — kam Eskil Hale heraus, in Sonntagskleidung, obwohl es mitten in der Woche war, und mit einem düsteren Ernst, der das breite, rauhe Gesicht gleichsam versiegelte. — Der bewölkte Maiabend dunkelte schnell, nur ein bleicher, goldroter Schimmer tanzte vom Westen her noch über die Wogenköpfe der Bucht. In den Häusern wurde hier und da schon Licht angezündet. Und von der Landzunge aus sandte die Wachtlaterne ihr ruhiges, rotierendes Licht über die Klüften und Wasserflächen.

Eskil eilte an der niedrigen Landzunge entlang, an den teilweise gebohrten Steinwällen des Hafens vorüber und war gerade im Begriff, hinter den Fischspeichern des Dorfes den Strandweg nach der Stadt einzuschlagen, als ein gedämpfter doch gebieterischer Zuruf ihr anhiet. Ein junges Weib tauchte rasch, fast laufend aus dem Dunkel der Dorfgasse auf und vertrat ihm den Weg. Er gewahrte und erkannte sie sofort trotz des großen grauen Schals, den sie um den Kopf geschlungen hatte. Es war seine Braut, Mattes Tellins Tochter.

Halb widerwillig verlangsamte Eskil seine Schritte. Sie ging dicht neben ihm, und ihre scharfen Augen blickten direkt in die seinen. Ida Tellins hochgewachsene, etwas edige Gestalt trug-dies gewohnte, durchaus schlichte Gepräge der Fischerdorfswohner. Doch dazu kam ein in allen Bewegungen und Mienen hervortretender wahrer und

selbstbewußter Stolz, der von den Vätern, den Großmogulen des Dorfes, ererbt war. Ihr mageres, frisches Gesicht mit der Hafennase erhellte sich selten durch ein Lächeln, trübte sich aber leicht durch eine frostige Wolfe harter Verachtung oder verletzter Eigenliebe. Dann war nicht gut mit ihr zu streiten. —

Doch Eskil war kein furchtsamer Mann. Er hatte sie nach gründlicher, leidenschaftsloser Bekanntschaft erwählt, und nicht nur aus Verehrung. Er liebte sie um ihres festen Sinnes willen, der dem seinen zu gleichen schien, er schätzte sie hoch wegen ihrer streng selbstüberwachten Jugend, die seinem eigenen einsamen, in all seiner Anspruchslosigkeit streng abgeschlossenen Leben verwandt schien. Sie war das rechtschaffenste, fledenloseste Mädchen, das er kannte, deshalb sollte sie und keine andere seine Frau werden.

So hatten sie sich bekommen, obwohl es nicht leicht gewesen war, die geizige und silzig berechnende Unenischlossenheit des alten Tellin zu besiegen. Doch das zielbewußte, eigen sinnige Kämpfen um einander hatte sie mächtiger noch als die Liebe zusammen geführt. Kein verlobtes Paar fühlte sich seiner gegenseitig sicheren als Eskil Hale und Mattes Tellins Tochter. —

„Bist Du es, Ida? So spät draußen?“ Eskil schien nicht sehr erstaunt.

„Ja. Wohin willst Du heut abend?“ Idas dünne, gleichsam pfeifende Stimme verriet keine Neugier.

„Nach der Stadt.“

„Nach der Stadt? So spät?“ Ein heimlich bekämpfter Eifer machte ihre Stimme fast unmerklich bebend bei diesen scheinbar bedeutungslosen Worten. „Ich begleite Dich ein Stück,“ fuhr sie fort.

„Wenn Du willst, tu's.“

So wanderten sie an dem im Abenddunkel säuwigenden Dorf vorbei, den schmalen, allmählich sich windenden Weg entlang, über Sand und Heide, zwischen dem öden, stillen Land und dem öden, leise brausenden Meere.

Mitten auf dem flachen, weißschimmernden Sandgürtel um eine große, offene Bucht, wo der Wind wilder sauste, fragte Ida plötzlich in einem Ton, der gar zu verächtlich gleichgültig klang:

„Was willst Du in der Stadt?“

Eskil antwortete nicht gleich; nach einer Weile murmelte er etwas Unverständliches in den Wind hinein. Dazu hustete sie wie in einem kurzen, böshaften Lachen.

„Ich weiß, was Du da willst —“ brach sie dann plötzlich los.

„Nun, also.“

„Ja. — Aber Eskil!“ Und nun brach ihr lange erstickter Kummer in jammernde, unaufhaltsame Vorwürfe aus. „Aber was beabsichtigt Du dann zu tun, Mensch! Es ist doch wohl nicht Dein Ernst? Eskil!“

„Ja, Ida.“ Er antwortete mit lauter Stimme, doch noch halb ausweichend.

Das erhöhte ihren Mut. Sie ergriff seinen Arm und hielt ihn fest. Sie blieben beide stehen. Gerade gegenüber standen sie sich, beide fast gleich groß, Blick in Blick. Beherrscht, doch mahnend fragte da Eskil:

„Wer hat Dir etwas davon gesagt? Was hast Du gehört?“

„Nun, ich weiß über alles Bescheid. — Du willst in die Stadt gehen, nicht?“

„Ja.“

„Zu dem Redakteur, nicht wahr?“

„Ja.“

„Und ihm sagen, daß Du nicht mehr zu der Vertrauenskommission gehören willst?“

„Ja. Ich für mein Teil verzichte darauf.“

„Weil — Du kein Vertrauen hast — zu — den anderen in der Kommission, nicht wahr?“

„Ja, Du. Das ist wahr.“

„Aber Herr Gott! Wie kann das wahr sein?“ Ida sah Eskil an, und er begegnete ihrem gespannten, eisernen Blick. Es war, als sehen sie sich nun zum ersten Male.

„Hat Dein Vater das erzählt?“ fragte er still.

Ida verschluckte die aufsteigenden Tränen mit einem lebhaften Nicken.

„Ja. Er sagte, Du wärest ganz verrückt geworden. Ich wußte ja zuerst nicht, was ich glauben sollte. Ich konnte doch nicht —“ Nun versagte ihre Stimme doch, und er wurde sicherer.

„Das kannst Du begreifen, Ida, wenn Du nur willst. Ich habe Eile, doch Du sollst gleich alles erfahren.“

„O — nein! — — Schweig Du nur. Und geh!“ Mit einem Rud hatte sie seinen Arm losgelassen und die Hände vor das Gesicht geschlagen, blieb aber stehen. Kein Schluchzen war hinter dem Schal bemerkbar. Der Seewind legte den Salzschaum um ihre Köpfe und führte ihren Ohren das schrille, frühlingslüfterne, fast einem Lachen gleichende Lärmen der Seebögel von den Sandbänken draußen zu. Beruhigend, erklärend, begann Eskil wieder:

„Die anderen, und besonders Dein Vater, haben eine andere Auffassung von der rechtmäßigen Verteilung als ich. Sie meinen, daß die, die am meisten verloren haben, auch am meisten bekommen müssen, wenn sie auch noch mehr als genug übrig haben. Ich meine —“

Ida wollte ihn mit einem heftigen Achselzucken zum Schweigen bringen.

„Ich für mein Teil meine, daß die, die am wenigsten besitzen, am meisten bekommen müssen, wenn sie auch nicht viel zu verlieren hatten. Denn sie gebrauchen es am nötigsten, da sie am ärmsten

sind. Soll so verteilt werden, wie die anderen es wollen, so bekommen die Wohlhabendsten, unter ihnen Dein Vater selbst, die größten Unterstüßungen. Das ist Unrecht. Da kann ich nicht mittun, Jda. — — Jda?"

Sie hob das Gesicht aus den Händen, hilflos, verzweifelt.  
„Alles das willst Du nun dem Redakteur sagen, nicht?"

„Ja. Du verstehst —“

„Damit er das in seine Zeitung setzt, zur Schande für uns hier draußen, für Vater, für mich?“

Eskil schweig, seine Hand tastete nach der ihren, die sich ihm entzog. Heiserer, dumpfer, doch mit der Kraft grenzenloser Ueberwindung sagte sie nun in unbändig bitterem Groll:

„Das ist Dein Dank an Vater, was? Weil er Dir in Deiner Jugend geholfen hat, Dir Deine Stelle verschafft hat, Dir seine einzige Tochter gegeben hat?“

„Meine Jda!“ Sein Ton war wieder gesunken, war bittend und warnend.

„Nein, Du!“ schrie sie. „Nein, nicht Deine Jda! Nie, nie im Leben, Du.“

Er faßte ihre Hände mit hartem Griff.

„Güte Dich, Mädchen!“

„Jaaa! Vor einem, der meinen Vater verleumdet, den Vater seiner Braut, und seinen Namen vor der Welt beschmutzt — vor so einem hüte ich mich. Darauf verlaß Dich!“

„Verlassen? Gewäsch! — Wer kann sich auf Dich verlassen, die Du Deinem Bräutigam treulos bist ohne Grund!“

„Ich habe Grund genug. Treulos! Das bist Du. Laß mich nun los! Und geh Deiner Wege!“

„Ja! Und Du Deiner!“ Er stieß sie heftig von sich und ging ohne ein weiteres Wort schnell den Strand hinab. —

Jda schwankte, doch sie fiel nicht. Der Schall war ihr vom Gesicht geflogen, das verzerrt, mit starren, haßerfüllten Augen Eskil Hufe nachschaute. Unwillkürlich folgte ihr Blick seiner langen, dunklen Gestalt, die leicht vornübergebeugt, mit kräftigen, schnellen Schritten über das weiß leuchtende Sandfeld glitt und dann im Dunkeln des Bergabhanges verschwand, der die Stadt verbarg. Sie streckte den Kopf in die dunkle Nacht, als wollte sie ihn zurückerufen. Doch kein Laut kam über ihre fest geschlossenen Lippen.

Das Meer brauste leis. Der Schrei der Seebögel schallte frühlingsfröhlich grell herüber. Schweigend, selbst hier in der öden Einsamkeit verstohlen weinend, wandte Jda sich zur Heimkehr in das Dorf.

## Kleines feuilleton.

**Die vorgetreidliche Zeit.** Das Getreide ist ein auf wenige Arten der großen Familie der Gräser beschränkter Begriff; es sind Pflanzen mit unscheinbaren Blüten, mittelgroßem Samen ohne besonderen Geschmack, hohlem und knotigem Stengel, kleinen Blättern, faserigen, seichten Wurzeln, so daß es kaum zweifelhaft erscheint, daß die Menschen sehr lange Zeit gebraucht haben, bis sie von den zwar wilden, aber fruchtbeladenen Obstbäumen, Trauben, Feigen, Granaten usw. des östlichen Taurusgebietes oder Vorderasiens auf diese harten Grasamen als Nährstoffe versielen und sie anbauten. Es gibt Völker, die einen gewissen Grad von Zivilisation haben, ohne Getreidebau zu treiben. Es sei nur an die transsibirischen Polarvölker mit der Rentierzucht, wie an die von Datteln, dem Brotfruchtbaum und der Kofosnuz lebenden Völkern Afrikas und der Südsee, an die Gauchos von Südamerika erinnert, denen, wie den Mongolen, die Rindshaut als Zelt, der Rinderschädel als Stuhl und das getrocknete und gepulverte Fleisch als Brot galt. Gerade so weit in der Kultur waren auch die Weizenbrot verschmähenden Makrobier Herodots.

Es gab aber auch eine getreidelose Zeit mit Zivilisation! Zwei Länder verdienen vor allem in Betracht gezogen zu werden, wenn es sich um den Rang im Alter des Getreidebaues handelt; es sind die Euphratländer und Aegypten. Im Niesgebiet ist eine Periode Kulturlebens nachweisbar, wo Getreide noch gar nicht oder nicht vorherrschend gebaut, aber doch Bodenkultur getrieben wurde, — die Periode des Kotosbaues; in den Euphratländern war seit jeher schon der Getreidebau vorhanden, — und da man in die in der Höhe gelegenen Gegenden dieses Gebietes die Heimat wenigstens des Spelzes, des Weizens und der Gerste verlegt hat, so verdient das Land im Doppelstromgebiet des Euphrat und Tigris zuerst nähere Betrachtung in der Geschichte der Cerealien, wenn auch Aegypten schon vor der Einführung Kultur kannte. Aber selbst das Euphratgebiet hat seine Kraft für Cerealienproduktion mit dem Verfall der Bewässerungssysteme und einer geregelten Feldkultur überhaupt verloren und den Rang der Palme abtreten müssen! In den besten Getreideländern der alten Zeit fand nirgends ein so intensiver Getreidebau mehr statt, wie im Lande der Sarmaten, der Ungarn oder in Amerika, oder aber in den „Highfarmed“-Ländern von Deutschland und England.

Galt in Mesopotamien auch die Palme sehr viel, so war doch in der alten Zeit der bestehende Bewässerungssysteme der Cerealienbau vorherrschend, und insofern verhielt sich der älteste Kulturzustand Aegyptens, das, wie schon erwähnt, eine vorgetreidliche Zeit kannte, sehr verschieden. Hier galten als erste Nahrungspflanzen der in der Nähe des befruchtenden Süßwassers, üppiger Seeufergelände und schlammreicher, mehr periodischer Sümpfe wohnenden Bewohner

Uraghyptens die ägyptische Bohne und die schön rotblühende Seeose, deren Samen und Wurzeln gegessen wurden. Letztere wuchs in aus Nilüberschwemmungen zurückbleibenden, stagnierenden Wassern und ward von Theophrast und anderen als wildwachsend in Aegypten bezeichnet, ist aber in der neueren Zeit an den früheren Standorten nirgends wieder gefunden worden. Dieses Verschwinden einer uralten Kulturpflanze steht wohl weniger mit klimatischen Veränderungen im Zusammenhang, obgleich die Pflanze ebenedem auch in Syrien und selbst Thessalien — freilich nur einzeln — wild gefunden wurde. Da sie auch in Südsibirien und am kaspiischen Meere gedieh, so ist der Kotos wohl der größeren Trockenheit Afrikas gewichen und nordwärts gewandert. Eine andere vorgetreidliche Kulturpflanze war Arum Colocasia, die wild wuchs und deren Wurzel nach Rom importiert wurde. Sodann kam noch der Papyrus in Betracht. Er war nicht nur eine Handelspflanze der alten Pelopier, der Urbewohner Aegyptens, sondern seine jungen Triebe wurden auch als Gemüse gegessen. Dieses Halbgras stand indessen nicht allein in der vorgetreidlichen Kultur, der Cyperus esculentus und die Hydrapflanze waren seine Genossen. Die Halbgräser der Sümpfe vertraten noch die echten Gräser oder Cerealien der Getreidezeit. Mit dieser und dem Hinauswachsen der Kultur aus den Sümpfen und Stromgebieten begann die eigentliche Kultur der geschichtlichen Zeit, begann die höhere Zivilisation durch die Arbeit des Getreidebaues. Unsere Getreidearten sind von den wilden Stammrassen so sehr verschieden, daß ihre Einführung allerdings schon sehr alt sein muß. Sie erreicht wenigstens das Alter der Pyramiden.

Je näher Kulturpflanzen ihren noch wilden Stammrassen stehen, um so jünger sind sie in der Kultur. So sind z. B. Kollie und Espar, der Intarnattlee, die Lupine, der Spergel und der Hopfen am jüngsten. Sie gehören der germanisch-romanischen Kultur an. Ihr zunächst stehen die meisten Hülsenfrüchte, welche der pelagisch-hellenischen Kultur angehören. Wie sich die großen Kulturssysteme der Menschheit in der Zeit folgten, so liegen sie im Rang nebeneinander. Sumpfkulturen mit Cerealienbau zeigt der äthiopische Kulturkreis in dem Anbau von Reis, Durra, Mangoos, Grundnüssen, Jams. Selbst die große Familie der Cucurbitaceen streifte durch Bewässerung ins Gebiet derselben. Die Kultur der Hülsenfrüchte neben jener der Zwiebeln blühte wie nirgends in Vorderasien und Südeuropa. Die altamerikanische Kultur kannte nur Maniok, Bataten, Jams, Taro, Quinoa, Kaktusfeigen und außer dem Mais kein eigentliches Getreide. Datteln und Kofospalme, Brotfruchtbaum, Adansonien und Pisang bildeten den Kulturreichtum ganzer Völker. L—e. 4

## Völkerrunde.

— **Volksfeste in Birma.** Neben den im Oktobermonat stattfindenden Stierkämpfen, die wir, obwohl sie keinen so grausamen und blutigen Charakter haben wie die spanischen, dennoch nicht näher beschreiben wollen, bilden die Bootwettfahrten eines der größten Vergnügungen der Bevölkerung Birmas. Sie finden gleichfalls im Oktober statt und werden von einem Dorfe gegen das andere, oder von einem Distrikt gegen den anderen ausgetrieben. Die bei diesen Wettfahrten üblichen Boote sind viel länger als die gewöhnlich gebrauchten und werden aus einem einzigen riesigen ausgehöhlten Baumstamm gemacht. Sie sind bunt angestrichen, sehr nett gearbeitet und geglättet, haben ein etwas erhöhtes Vorder- und Hinterteil und halten 20 bis 30 Ruderer, die alle mit dem Gesicht nach dem Vorderende zu sitzen. Diese rudern auf eine eigentümliche Weise, indem sie ganz schnelle Schläge ins Wasser tun und auf diese Weise das Boot für eine kurze Zeit sehr rasch vorwärts bringen. Lange Zeit aber läßt sich diese Art Rudern nicht aushalten, und da die Wettfahrtstrecke mindestens eine halbe Stunde lang ist, so muß gar bald ein langsameres Tempo eingehalten werden. Das Flußufer und eine lange hölzerne Landungsbrücke, deren Spitze das Ziel der Wettfahrt ist, sind bei einem solchen Ruderfest dicht mit festlich geschmückten Zuschauern beiderlei Geschlechtes besetzt, denen man es ansieht, daß sie ein sorgenfreies Leben führen; denn sie scherzen und lachen fortwährend, und die Frauen sind zum Teil mit Goldschmuck überladen. Vor der Landungsbrücke ist mitten im Fluß ein Boot festgeankert, das mit seiner großen roten Flagge das zu erreichende Ziel anzeigt. Um aber den Gewinner ganz genau zu bestimmen, ist noch eine andere, ganz zweckmäßige Einrichtung getroffen. Quer über das verankerte Flaggenboot ist nämlich eine hohle Bambusstange gelegt, deren Enden auf beiden Seiten weit vortragen, und durch welche ein dünner Strid gezogen ist, an dessen zwei Enden ein kleiner Blumenstrauch befestigt wird. Da nun immer nur zwei Boote auf einmal um die Wette fahren, so kommt schließlich eins auf der einen und das andere auf der anderen Seite des Flaggenboots an, und welcher der beiden Ruderer einen Blumenstrauch erwischen, den Strid durch den Bambus ziehen und so auch den anderen Strauch erlangen kann, der ist offenbar der Sieger. Die Birmanen sind arge Spieler und Wetter, und bei einem solchen Bootwettfahren beteiligen sich daher fast alle Zuschauer am Wetten um den Sieg. Die Spannung, mit der jeder Vorsprung und jedes Zurückbleiben der Boote verfolgt wird, ist daher eine fieberhafte; es handelt sich hier auch manchmal um nicht unbedeutende Summen, die auf ein Boot gewettet sind. Dennoch tragen die Verlierenden ihren Verlust mit großem Gleichmut und gehen scheinbar ebenso vergnügt nach Hause, wie die glücklichen Gewinner.

Eine andere häufige Volksbelustigung sind die Faustkämpfe und Ringkämpfe die an den meisten Fest- und Feiertagen abgehalten

werden. Doch auch diese haben einen minder rohen Charakter als die früher in England häufigen Faustkämpfe und Vogereien; denn sobald nur ein Tropfen Blut fließt oder einer der Kämpfenden sich als der Schwächere zu erweisen scheint, werden die Wettkämpfer von den Sekundanten, meistens älteren Männern, getrennt, und es muß ein neues Paar auftreten. Auch die Ringkämpfe gleichen mehr dem schweizerischen Wettringen. Sobald ein Kämpfer regelrecht geworfen ist, wird der Wettkampf eingestellt. Sowohl bei diesen Faust- und Ringkämpfen, als auch bei den Stiergefechten ist regelmäßig eine Musikbande in Tätigkeit, deren immer lauter werdende, in zunehmend schnellerem Tempo vorgetragene abscheuliche Musik die Tiere und die Menschen zum Kampfe anspornen und leidenschaftlich aufregen soll. Nach dem Wettsirei sind die Kämpfer wieder die besten Freunde. Sie bekommen auch alle Preise, meistens schöne bunte Turbane; nur sind die der Sieger kostbarer, gewöhnlich von Seide, und die der Unterlegenen nur von Baumvullenzeug.

Eine große Festlichkeit bildet auch das in einem Tag vollbrachte Weben des heiligen gelben Tuches, das den Priestern dargereicht oder in einem buddhistischen Schrein als Opfer niedergelegt wird. Dieses Webefest wird gewöhnlich in einem großen Garten abgehalten, beginnt abends bei Vollmondchein und dauert bis zum nächsten Abend, wo die rohe Baumwolle in ein gelbes Tuch verwandelt sein muß. Geht man etwa um 8 Uhr abends in den Garten, in dem das Webefest stattfindet, so sieht man schon 20 bis 30 Webstühle aufgestellt, die zum Aufnehmen der Werste zugerichtet sind, und ebenso eine Menge Spinnräder, jedes von zwei oder drei sich ablösenden Frauen bedient, die die von den jungen Burschen und Mädchen gesammelte und von älteren Frauen gereinigte und zubereitete Baumwolle verspinnen. Andere fleißige Hände machen aus dem Gespinnst die Werste zurecht oder füllen damit die Spulen für den Schuß, und es dauert gar nicht lange, so können die Webstühle in Bewegung gesetzt und das heilige Tuch vollendet werden, das dann noch, wenn nicht schon die Fäden gefärbt worden sind, eine schöne gelbe Farbe erhält. Alle diese 24 Stunden lang fortgesetzten Arbeiten werden von sich häufig ablösenden Personen verrichtet, weil sonst nicht die nötige Schnelligkeit erreicht werden könnte; und bei allen diesen Arbeiten geht es sehr fröhlich und heiter zu. Ueberall hört man Gesang und Gelächter, und die aufgeschlagenen Tee- und Verkaufsbuden sind immer von solchen umlagert, die nach fleißiger Arbeit eine Stärkung zu sich nehmen wollen. Mitten in der Nacht pflegt auch noch ein oder der andere Scherz die Arbeit zu unterbrechen. Ein Bursche zum Beispiel, der sich in ein Tigerfell gesteckt hat, bricht da vielleicht aus einem Didicht mit lautem Brüllen hervor und stürzt sich auf die mit der Baumwolle beschäftigten Mädchen. Diese entfliehen mit großem Geschrei und suchen Schutz bei den Frauen, die in Masse über den Unhold herfallen, ihm seine Tigerhaut abreißen und ihn gehörig durchbläuen, worauf dann die Arbeit wieder allgemein aufgenommen wird.

### Medizinisches.

**Serabsetzung der Muskelarbeit durch geistige Tätigkeit.** Vor mancher wird schon bemerkt haben, daß er nach angestrebter geistiger Tätigkeit keine große Lust zu körperlichen Übungen hat, womit er sich oft in Gegensatz zu seiner Umgebung setzt, die letztere als eine Erholung für den Geistesarbeiter ansieht. — Wie die Sache wirklich steht, hat Prof. Hartmann in Graz auf der Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Psychiatrie auseinandergesetzt. Bei seinen Versuchen über die Beeinflussung der äußeren Muskelarbeit durch die zentralen Vorgänge, welche die Denkarbeit begleiten, kommt er zu dem Ergebnis, daß die Arbeitsgröße jener körperlichen Tätigkeit unter der Einwirkung von Gehirnvorgängen, welche mit der Denktätigkeit einhergehen, stets eine meßbare Verminderung erfährt. Die mittlere Leistungsverminderung bleibt für die Vorgänge während der Lösung gleichartiger Denkaufgaben innerhalb beschränkter Zeiten bei einem und demselben Individuum auf der gleichen Höhe stehen. Eine Veränderung erfährt sie durch die Übung und Ermüdung der Gehirnvorgänge, ferner durch Nahrungsaufnahme, Schlaf usw. — Daraus geht hervor, daß für die Gehirntätigkeit ein Energiebedarf nötig ist, der sich zum Teil durch eine Energieersparnis infolge der Leistungsverminderung des Muskels ergänzt. Die Begleiterscheinungen der Muskelarbeit seitens der Zusammenziehung der Blutgefäße beeinflussenden Nerven, sowie der reinen Vorstellungen von zu leistender Arbeit (Blutdrucksteigerung und Volumenssteigerung des betreffenden Körperteiles) sind dann der Denktätigkeit (Blutdrucksenkung, Volumensenkung) entgegengesetzt, was ohne Zweifel große Beachtung verdient. — Wir haben also in diesem Sinne die Arbeitsverminderung der Muskelarbeit während eines mit Denktätigkeit einhergehenden zentralen nervösen Geschehens als eine außerordentliche interessante Erscheinung der Lebensvorgänge anzusehen, die sich als eine fein ausgeprägte Selbstregulierung und Erhaltungsfunktion des Zentralnervensystems und damit auch des Gesamtorganismus darstellt.

### Humoristisches.

#### Kammerle vermieten.

Studt ist gegangen — und ihr seht  
Den neuen, der an Studts Statt steht.  
Flugs nach Studts Sturz, das lasen wir alle,  
Betritt der helle Holle die Halle.

Aber die Beziehungen Studts zu Holle  
Sind trotzdem schlechtweg wundervolle.  
Der Studt übernimmt sogar lobesam  
Holle's Wohnung am Kurfürstendam.

Ueber den Kontrakt einigten sie sich gütlich,  
Ist das nicht niedlich und gemütlich?  
Im August zieht Studt mit seinen Sachen;  
Frau Holle hat vorher Reinemachen.

Der Anblick der Studt und Holle bieten,  
Erinnert an „Kammerle vermieten“.  
Wir trieben das in der Jugend viel,  
Es ist ein rechtes Minsterspiel.

(Gottlieb im „Tag“.)

### Humor des Auslandes.

Eine plausible Entschuldigung. George war eine ganze lange Woche geschäftlich verreist gewesen und hatte während dieser Zeit an Klara zehn Briefe, sechs Kartenbriefe und zweiundvierzig Ansichtskarten gesandt. Woher kam also dieser Anflug von Kälte, als er sich bei seiner Rückkehr in ihre Arme stürzte? „Liebste“, flüsterte er, „was ist los?“ — „O, George“, sagte sie, „Du hast mir in Deinem neunten Briefe keinen Kuß geschickt!“ — „Meine Süße“, entgegnete er, „an dem Abend hatte ich ein Beessef mit Zwiebeln gegessen und ein Kuß, der nach Zwiebeln schmeckte, würde Dir doch nicht gepaßt haben!“ — Und befriedigt schmiegte sie sich an ihn. — („Anvers.“)

Cécile: „Was würdest Du geben, solch schönes Haar zu haben wie ich?“ — Jeanne: „Ich weiß nicht. Wieviel hast Du denn gegeben?“ — („Le Papiillon.“)

### Notizen.

— Ein deutscher Genosse als italienischer Professor. Genosse Dr. Robert Michels ist an der Turiner Universität als Dozent zugelassen worden. In deutschen Universitäten darf bekanntlich kein Sozialdemokrat lehren, auch nicht einmal Naturwissenschaften. Und in Deutschland haben die Kathedersozialisten nicht einmal Protest erhoben, als Genosse Krons gemahregelt wurde. In Italien gab und gibt es dagegen eine Anzahl sozialistischer Dozenten (Ferri, der verstorbene Labriola u. a.). Die deutschen Universitäten haben sich zu reinen Klasseninstrumenten degradieren lassen, in derselben Zeit, da sie einen kleinen Operettensfeldzug im Namen der voraussetzungslosen Wissenschaft gegen einen ultramontanen Professor eröffneten.

— Das Hertwegh-Denkmal in Liestal. Aus Liestal wird uns geschrieben: Am Hertwegh-Denkmal fehlt seit diesem Frühjahr die schwarze Marmortafel, die in den Granit eingelassen war und welche die Worte Stolz trug: „Zum Volle standst Du ohne Bankeln, Am Throne gingst Du stolz vorbei usw.“ Wir wissen nicht, aus welchem Grunde — sei es infolge der Einwirkungen des Frostes oder sei es gar durch böswilligen Eingriff — die Tafel verschwunden ist. Sicher ist, daß sie heute, etwa ein halbes Jahr seit deren Verschwinden, noch nicht wieder eingesetzt wurde und daß immer noch die unschöne, viereckige Gipsfläche das würdige Denkmal verunziert. In wessen Pflicht gehört es, hier endlich für Wiedereinfügung zu sorgen?

— Internationaler Wetterdienst. Zwischen dem 22. und 27. Juli werden wissenschaftliche Versuche unternommen werden, die zur Verbesserung des Wetterdienstes führen dürfen. Eine ganze Woche werden Ballons der internationalen Kommission für wissenschaftliche Luftschiffahrt auf der ganzen nördlichen Halbkugel aufgelassen werden. Dazu wird dem „Verl. Tageblatt“ geschrieben: Es ist dies ein erfreulicher Beweis für das Fortschreiten der einseitigen meteorologischen Arbeit der Völker, die durch politische Grenzen nicht eingeschränkt werden darf, wenn sie gedeihlich sein soll. Die Versuche zu solcher Vereinheitlichung datieren bis ins Jahr 1872 zurück. Aber erst im Jahre 1879 kam es zu einer endgültigen Einigung über die Methoden, die bei der Beobachtung anzuwendend waren, und zu einem Beschluß über meteorologische Versuche, die von allen Völkern gemeinsam ausgeführt werden sollen. Schon jetzt gibt es internationale meteorologische Tafeln und einen internationalen Wolkennatlas. Ebenso liegen die Beschlüsse aller bisherigen internationalen meteorologischen Kongresse in einem „Internationalen Meteorologischen Kodex“ gedruckt vor. Daß man auf diese Weise das Problem der Wetterprognose allmählich seiner Lösung zuführen kann, ist zu hoffen. Man glaubt schon jetzt zu wissen, daß zwischen den Luftdruckverhältnissen weit entfernter Gegenden bestimmte, feste Beziehungen bestehen. Deshalb hat man besonders in Amerika die Hoffnung ausgesprochen, daß man unter Benutzung von funktentelegraphischen Mitteilungen zwischen weit von einander entfernten Gegenden den Wettercharakter längerer Zeiträume wird voraussagen können.